Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1921

235 (8.10.1921) Die Mußestunde

Visual Library

Ihr kennt vielleicht das Märchen von Andersen über die Macht des Gerüchts. Ein Huhn hatte eine Feder verloren, aber wie es einer dem andern weitererzählt, wird zuletzt ein ganzer Hühnerhof daraus, in dem sich alle Hühner aus Liebe zum Hahn die Federn ausgerupft haben und gestorben sind. So hatte das Gerücht mich und das geheiligte Dienstmädchen gefaßt.

Ich komme nach Berlin. „Tante Lena", sagte meine Nichte, „ist es denn wirklich wahr? Hast du zu den Dienstmädchen gesagt: Zieht euch jeden Nachmittag weiße Blüschen an und geht spazieren, die Arbeit kann die Hausfrau machen?"

Ich komme nach H. „Liebe Freundin", sagte Frau X, „was machen Sie für Sachen? Erst sagen Sie in der Hausangestelltenversammlung, jedes Mädchen solle künftig ihrer Herrschaft nur einen Teller auf den Tisch stellen. Soviel Abwasch tue nicht nötig, und wie Ihnen am nächsten Tage Ihr Mädchen nur einen Teller auf den Tisch stellt, schlagen Sie Krach und sagen, Sie könnten unmöglich Braten und Nachspeise von einem Teller essen."

„Leider erlauben mir meine Verhältnisse nicht Braten und Nachspeise, und eine Hausangestellte habe ich auch nicht," sagte ich schüchtern. Aber sie glaubt mir nicht.

Ich komme nach B. „Liebe Tante", sagt mein Neffe Karl, „wie kannst du nur jedes Dienstmädchen auf der Straße anhalten und versprechen, ihr einen Mann zu verschaffen, wenn sie Sozialdemokratin wird?"

„Blödsinn", sage ich — und reise ab.

Und als ich heimkam, sagte mein Freund Klaugsnack das Wort vom geheiligten Dienstmädchen.

Da beschloß ich, einen andern Wohnort zu wählen, denn hier fühle ich mich nicht mehr sicher. Vielleicht zeigt man mich nächstens dem Staatsanwalt an und behauptet, ich hätte die Dienstmädchen aufgefordert, alle bürgerlichen Hausfrauen totzuschlagen, und die Kindermädchen, alle Kapitalistenkinder zu vergiften. Und dann würde ich wohl kaum so liebenswürdig behandelt werden, wie wenn ich ein Hohenzollernprinz wäre, der Kapital ins Ausland verschiebt.

Also ich warne euch! Seht mein trauriges Schicksal an! Wenn ihr durchaus sündigen müßt, dann verleumdet, wuchert, lügt, betrügt, schiebt! Das weiche Herz der bürgerlichen Frau wird es euch verzeihen. Aber rührt niemals an das geheiligte Dienstmädchen, denn dann verdient ihr im tiefsten Höllenschlund zu braten und des Teufels Großmutter, die auch dienstbare Höllenhausangestellte hätt, wird eine extra Roste schön heiß und rot für euch anglühen lassen. Lena.

Aus Welt und Wissen

Seltsame Zeitbestimmungen. Nach Mitteilungen von Mitgliedern der englischen „Mount Everest Expedition" pflegen die Tibetaner kurze Entfernungen durch Teetassen zu messen, d. h. sie messen die Entfernung an der Länge der Zeit, die man braucht, um so und so viele Tassen heißen Tees zu trinken. Die Tibetaner sind nicht das einzige Volk, das sich so seltsamer Zeitbestimmungen bedient. Als Harry de Windt das Volk der Ostjaken in Sibirien besuchte, bemerkte er mit Staunen, daß diese lange Entfernungen an der Zahl von Kesseln messen. Wenn sie einen Weg als fünf Kessel lang bezeichnen, so wollten sie damit ausdrücken, daß man für seine Durchwanderung die Zeit brauche, die erforderlich ist, um kaltes Wasser in fünf Kesseln nacheinander zum Kochen zu bringen.

Tod an Seekrankheit. Daß man auch an Seekrankheit sterben kann, beweist ein Fall, der aus England berichtet wird. Ein sechszehnjähriger Junge aus Hull war von seinem Onkel auf eine längere Fahrt mit einem Schleppnetzfischerboot mitgenommen worden. Er wurde seekrank, und sein Zustand verschlimmerte sich so sehr, daß man die Fahrt abbrechen mußte. Der Junge starb jedoch, als das Schiff fast 200 Kilometer von der Küste entfernt war. Das ärztliche Gutachten ging dahin, daß der Verstorbene zwar von schwächlicher Gesundheit gewesen sei, daß jedoch als unmittelbare Todesursache Seekrankheit angesehen werden müsse.

Die Ratten von Paris. Die ungeheure Rattenplage, unter der Paris leidet, hatte zu einem von Amts wegen vorgenommenen Vertilgungsfeldzug geführt, dessen Ergebnisse, nachdem er ein Jahr lang angedauert hat, von der Oeffentlichkeit mit großer Freude begrüßt worden sind. Es sollen dabei etwa 600 000 Ratten zur Strecke gebracht worden sein. Sachverständige erklären jedoch, daß die Befriedigung der Pariser den Dingen etwas vorausgeeilt sei; denn die Zahl der beliebten Tiere, die sich in Paris oberhalb und unterhalb des Erdbodens noch ihres Daseins erfreuen, wird immer noch auf ungefähr sechs Millionen geschätzt.

Rätselecke

Magisches Quadrat

A	D	D	E	1)
E	I	I	M	2)
M	N	N	O	3)
O	O	R	R	4)

1) zieht als Schütze seine Bahnen
2) gilt als sehr veränderlich,
3) zeigt als Gottheit unsrer Ahnen,
4) als ein großer Maler sich.

Die Buchstaben in obigem Quadrat sind so anzuordnen, daß sowohl die vier senkrechten als auch die vier wagrechten Reihen bekannte Worte ergeben, die vorstehend näher bezeichnet sind.

Besuchskartenrätsel

Viktor Preuschring
Essen

Alle Buchstaben richtig geordnet ergeben den Beruf.

Rätsel

In Böhmen gibt es eine Stadt,
Die sollst du jetzt erraten;
Wer's umgekehrt an sich hat,
Ist sicher reich an Taten.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 39. Woche

Bilderrätsel: Es hat mancher einen schönen Zaun um seinen öden Garten.

Zahlenrätsel: Sansibar, Christian, Heidelberg, Iltis, Linde, Lerche, Edgar, Reseda: Schiller.

Reimergänzungsrätsel:

Ein ungestörtes Glück verlangen,
Heißt Mondeslicht mit Netzen fangen,
Den Sonnenstrahl mit Ketten fesseln
Und Rosen fordern von den Nesseln.
Otto v. Leixner.

Rätsel: „Last, List, Lust."

Richtige Lösungen sandten ein: Ferdinand Meier, Elly Schmuck, Karl Diennemann, Frau M. Günther, Berthold Barth, Otto Schäfner, Karl Knapp, Fritz Herrmann, Arthur Herrmann, Anton Laufke, Franz Repple, Karlsruhe; Richard Mackiol, Berlin, z. Zt. Karlsruhe; Frau Emma Wacker, Eduard Frisch, Friedrich Weiß, alt, Emma Weiß, Max Weiß junior, Karlsruhe-Mühlburg; Frieda Frey, Karlsruhe-Daxlanden; Erich Belafus, Ettlingen; Liesel Kasper, Amalia Wunderlich, Durlach; Ludw. Trautwein, Grötzingen; Heinrich Betz, Söllingen; Friedr. Antriffer, Sulzfeld; Gustav Damm, Baden-Baden; Karl Müller, Baden-Baden; Josef und Fany Schmidt, Fallenbach-Varnhalt, Amt Bühl; Otto Meerapfel, Untergrombach; Musiklehrer Kraft, Wilhelm Ruppert, Karlsruhe.

Witz und Humor

Die bösen Fremdwörter. In einer Kirche in Lüdenscheid wurden am Sonntag Lätare die Konfirmanden geprüft über die Bedeutung des heiligen Abendmals. „Wie nennen wir das Abendmahl noch, Hedwig Pieper?" — „Kommunion." — „Richtig. Und wie heißen die Teilnehmer an der Kommunion, Fritz Hottenpott?" — „Kommunisten, Herr Pastor."

Kindermund. Die gute, aber begüterte Großmama besuchte die Enkelkinder. Der Jüngste sagt: „Großmama, mach' einmal die Augen zu!" Dies tut sie. „So, jetzt mache sie wieder auf." — „Warum denn, mein Kind?" — „Wir sind jetzt reich!" — „Wieso, mein Kind?" — „Papa hat gesagt, wenn die Großmama die Augen zumacht, sind wir reiche Leute."

Berliner Straßenhandel. „. . . Mit diesem Universal-Hosenträger, meine Herren, können Sie nicht nur Ihre Jöhren verprügeln, daran können Sie auch ihr Hündchen spazieren führen, können ihn, zusammenschlagen, als Krawatte, und schließlich gibt er noch einen schicken Gürtel für den Paletot ab!"

Der sparsame Gatte. „Als ich dich heiratete, glaubte ich, du wärst ein wahrer Engel." — „Offenbar hast du auch geglaubt, ich könnte ohne Hut und Kleider gehen!"

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Geck u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

40. Woche — Karlsruhe, den 8. Oktober — 1921

Spätsommertag

Eugen Lehmann, Karlsruhe

Du frommer Tag in dunkler Farbengüte,
dich wärmt der Sonne letzte Feuermilde —
ein lauer Wind bestreicht dich etwas müde;
Es ist nicht mehr der frische, manchmal wilde. —

Du feiner Tag! So fein ist keine Fraue,
so lieblich, so in abgeklärter Schöne.
Ist mir vergönnt, daß Eden einst ich schaue,
vergeß ich dennoch nie dein Duftgetöne.

Der deinen Abglanz du mir schenkst in Liebe,
Der du mir schmeichelst, daß ich ganz dich fühle —
In dir bekräftigt sind des Frühlings Triebe,
In dir zerflossen ist des Sommers Schwüle!

Das letzte Mittel

Von Alfons Petzold

Hoch im felsigen Kar, in der Nachbarschaft von Schnee und Eis, dort, wo roter vulkanischer Schmelz Steingeröll und das Wenige an magerer Ackererde trägt, hoch oben, wo einem die Fledermäuse Gutenacht sagen, das Murmel neidig macht auf seinen Schlaf und das spitzbübische Meisengesindel ein liebes Haustier ist, weil es unter dem andern Viehzeug, das hier bei menschlicher Armut und steinerner Kargheit zu finden ist, nicht viel Auswahl gibt, saß der Pfarrer Jakob Perathoner auf seinem mäuseloch großen Kirchengütel.

Unten im Eisacktal ist er einmal ein blutarmer Häuslerbub gewesen. Weil er ein besonders aufgewecktes Köpfel in der Schule zeigte, hat ihn die Gemeinde mit Müh und Not studieren lassen. Zu dem Besuch einer höheren geistlichen Schule oder gar der Universität hat aber der gute Wille oder der vielleicht zu früh schwindsüchtig gewordene Säckel nicht gereicht. Gerade ging es noch, daß er hinter die letzte Klasse des Seminars kam.

So schickten ihn die Brixener Domherren in diese elende Bauernpfarre, kümmerten sich dann weiter nicht mehr um ihn, ließen ihn schalten und walten, wie er wollte und — konnte.

Was die erbärmlichste Wahrheit war: hundeschlecht erging es ihm hier oben in diesem malefizischen Steinnest, in dieser Einöd, die kaum einen Namen hatte und im Kirchengrundbuch zu Brixen nur mit einer Nummer angeführt wurde. Der letzte Roßknecht, beim notigsten Bauern eingestellt, hatte es besser, als er in seinem pfarrlichen Dreckdasein. Heißt man eine Pfarrherrlichkeit, bei der man wie ein Säulenheiliger in der Wüste hungern müßte.

Wenn es hoch ging, gab es bei ihm alle heiligen Zeiten einmal einen Ziegenbraten, in der Größe einer Katzenpfote und zäh, daß die Zähne daran hängen blieben wie die Fische in einer Reusen. Nicht einmal einen halbwegs anständigen Meßwein schickten ihm die neidischen Dickwänste aus Brixen. Das, was er jeden Morgen in das Blut unseres Heilandes verwandeln mußte, war ein schändlicher Krätzer, aus Salz, Schwefel, Essig und Wasser zusammengebraut. Daß es den Domherrn wegen dieser Sünde nicht grauste?

So setzte er sich den in seiner Kammer, die zugleich die Sakristei war, immer und immer wieder hin und schrieb Eingabe auf Eingabe an das hohe saumäßig verstockte bischöfliche Ordinariat in Brixen. Auf großem Strohpapier malte er mit verkraxter Feder seine trostlose Lage hin und bat inständig und aufbegehrerisch, in sanftester Weise und in klobigster Art um Aufbesserung seiner Bezüge oder um Versetzung auf eine erträgnisreichere Pfarre.

Aber: die Domkapitularien hatten für die Klagen des armen Bergpfarrers die Augengläser verlegt und die Ohren verstopft. Sie feixten sich höchstens in dem Refektorium beim Verlesen seiner Bittschriften wegen der zahlreich darin vorkomenden Fehler gegenseitig an, oder sie schlenderten sich ganze Fuder schwarzen Rappee, Qualität 1, in die haarigen Nasenlöcher, wenn ein allzu hahnebüchener Ausdruck ohne die Ehrfurcht und den Gehorsam des minderen Bruders in Christo, den er ihnen schuldig war, darin auftauchte. Dann war es gut, die Verlegenheit hinter den blau- und rotseidene Taschentüchern verbergen zu können, oder ein schadenfrohes Schmunzeln über das wohlgenährte Gesicht ziehen zu lassen.

Ein einziges Mal flog Seiner Gnaden dem Bischof selbst ein solch unehrerbietiges, anmaßendes Schriftstück des Einödpfarrers auf die Schreibstube. Der Bischof las es einmal, zweimal und war höchlichst erstaunt über die Grobheit und Freiheit des Briefschreibers.

Der Kanzler mußte sich sogleich hinsetzen und dem aufmucksenden Pfarrherrn einen sechs Seiten langen Sermon schreiben, in dem vor allem das schlechte Latein gerügt und im übrigen dem renitenten Pfarrer mit dem geistlichen Gericht gedroht wurde.

Der fluchte so gottserbärmlich über die Antwort seines bischöflichen Oberhirten, daß es einem Heiden angst und bang beim Zuhören geworden wäre.

Zornmütig zerbrach er die einzige Ofenbank in seiner Behausung und schrie den eisernen Riesenherrgott am Kreuz, der darüber hin, an, wie lange er noch der Leuteschinderei dieser Prasser und Sodomiter da unten in Brixen zuschauen würde. Dann rannte er in das stürmische Schneetreiben hinaus und irrte drei Stunden im weglosen Kar herum, um die Hitze seiner Wut nicht ins Blut kommen zu lassen.

Die Bergbauern hörten nur selten ein gutes Wort von ihm. Seine Predigten ware voll Groll und donnernden Vorwurfs gegen die Reichen der Erde, und solches hörten auch seine Pfarrkinder nicht ungern, die selbst ein jedes an schwerer Armut trotz arger Arbeit viel zu schleppen hatten.

So lebte er seine harten Tage einsam und verbittert und doch voll frömmster Einfältigkeit dahin, gleich einem versprengten Prädikanten der Reformationszeit und las die Evangelien mit ergrimmten Herzen und empörten Gehirn.

Auch waren sie es nicht besser gewohnt. Ein grober, mürrischer Pfarrer gehörte zu ihnen wie der achtmonatige Winter, die Lawinenstürze und das bittere Maisbrot. Nie war es anders gewesen und sie hätten sich den Teufel in den Beichtstuhl hineingedacht, wäre darin einmal statt des Polterns und Schimpfens der Klang einer gütigen Stimme gewesen. So wie dieser Felsen um sie ihr stählernen Fäuste brauchte und mit denen eines feisten Weinbauern aus dem Tal unten nichts anzufangen gewußt hätte, so mußten auch ihre Seelen einen harten Pfarrer haben.

Nur eine Eigentümlichkeit ihres jetzigen Seelenhirten ging ihnen wider den Strich und ließ sie sich auch außerhalb der Kirche mit ihm beschäftigen, daß er allen Neugeborenen in der Gemeinde bei der Taufe gegen den Wunsch der Eltern und Paten ganz seltsame, heidnische Namen gab, die keine Bauernzunge aussprechen konnte. Was sollte

man zu so einem Unfug sagen, der seit Jahren die Kinder und Säuglinge dem lauten Lachen der anderen Dörfer preisgab und die Gemeinde in unchristlichen Verruf brachte und dessen Urheber niemand anderer als ihr Pfarrer war. Der Vorsteher bekam den Krampf in sein hartes Maul, wenn er den Taufnahmen seines jüngsten Sprößlings aussprechen sollte: Heliodor!

Was für ein Teufelskerl hat denn so etwas aufgebracht? Wie das nur zu seinem Namen paßte.

Heliodor Oberdollinger!

Und der sehr gottesfürchtige Krämer des Dorfes, der zugleich Mesner war, schlug jedesmal, wenn er gezwungen war, sein Töchterchen Eudoxa zu rufen, das Kreuz, um die bösen Geister zu bannen.

Und so ging es der Reihe nach. Da gab es einen Pantaleon Pfurtschaler, Aristides Rueffmeier, Apollinaris Manoser, eine Maximina Ratzenschlager, Alawaqua Huifeler, Telesphora Scharinger und so in der Dicken fort.

Ein Vorsprechen beim Pfarrer hatte nichts genützt. Hinausgeworfen hat er sie und gesagt, wenn er sich schon von seinem Leib ein Stück nach dem andern abzwicken lasse, daß bald nur mehr ein Beinerhaufen von ihm da sein und die Kutten allein die Messe lesen würde, von seinem Recht ließ er sich nicht ein Strichel abtrotzen.

Da waren sie wieder heimgetrollt, und weil sie kein Wirtshaus im Dorfe hatten, kamen sie nun beim Oberdollinger zusammen, wo sie ganz grauslich auf ihren Pfarrer schimpften und sich gegenseitig zum offenen Widerspruch und zum Kampfe gegen diesen aufstachelten. Wer weiß, wie diese Geschichte ausgegangen wäre, wenn nicht der Herrgot durch die Einfalt eines alten Weibleins alles zum Guten gerichtet hätte.

Der Vorsteher hatte eine Base, alt und gebrechlich, die bei ihm das Gnadenstroh hart drückte, dem Pfarrer tagsüber die Wirtschaft besorgte und so nebstbei noch das Totenweibel und die Fürbitterin für die Säumigen und Faulen des Dorfes abgab, die für eine arme Seele zu beten hatten.

Die kannte nun, wie niemand sonst, ihres Pfarrers leibliche Nöte, wußte, daß nur diese an seiner hundsmäßigen Bissigkeit schuld waren und daß in dieser Bissigkeit wiederum der Grund zu der sonderbaren Laune steckte, aus dem Nachwuchs des Dorfes eine lachhafte Heidenschar zu machen.

Wenn die Base nun zwei- oder dreimal in der Woche zu ihren Verwandten kam, hörte sie immer, hinter dem Ofen verborgen, wie greulich und schiech über ihren Pfarrer die Rede herum ging und wie sich über dessen Dickschädel ein Donnerwetter zusammenzuziehen begann, denn die erbosten Dörfler wollten mit einem Kirchenstreik beginnen.

Aber sie dachte sich auch, wie die Bauern noch mehr schimpfen würden und noch zu ganz anderen fürchterlichen Entschlüssen kämen, wenn sie ein Wirtshaus hätten, wo sie ihren Unmut zuerst durch Wein aufbäumen und dann darin ersaufen lassen könnten. Und ihre Namenspatronin, die heilige Kummernus, gab ihr wohl selbst den Gedanken ein, den Pfarrer dahin zu bringen, im Dorfe selbst eine Wirtsstube aufzumachen. Im Wällischen, wo sie in ihrer Jugend als Magd gedient hatte, gab es eine Menge Pfarrhöfe, die zugleich mit der geistigen Speise auch Wein und Bier an die Gläubigen vorgaben. Und was da unten erlaubt war, konnte hier keine Gotteslästerung sein.

Gleich am nächsten Morgen führte sie ihren Vorsatz aus und sagte dem Pfarrer, was sie sich zu seiner Rettung vor dem Verhungern ausgedacht hätte.

Der schimpfte erst gar gewaltig über die Versuchung, nannte sie des Satans Lieblingsschwester, aber am gleichen Nachmittag — wer schimpft, der kauft — richtete er sein säuberlich, so gut er es bei seiner polternden Art zuwege brachte, ein Gesuch an das bischöfliche Ordinariat um allergnädigste Bewilligung einer Konzession für den Weinausschank und Brot-, Käse- und Wurstverkauf auf dem Wittum, dem als Pfarrer vorzustehen er, Jakob Perathoner, die Ehre und die Freude habe.

Nun begab es sich, daß der Bischof diese sonderbare Bittschrift gerade in dem Augenblick zu lesen bekam, als der Jägermeister ihm meldete, daß es nach einer langwierigen Treibjagd endlich gelungen sei, einen Hasen zu schießen, der noch heute seiner Gnaden vorgesetzt werden würde. Darob freute sich der Magen des Herrn Bischofs sehr und gab seiner Freude ein gutes Teil an dessen Herz ab, was wiederum unserm Einödpfarrer zugute kam, dessen Bitte der gutgelaunte Bischof mit einem raschen Federzug bewilligte.

In unserm Pfarrer erwachte nun neue Lebenskunst. Gleich schrieb er einem Bozener Weinjuden, ob er ihm nicht einige Fässer Wein, von dem geringsten und billigsten, auf Kredit geben wolle. Und einige Tage später knarrte schon der Ochsenwagen des Ortsvorstehers den buckligen Weg ins Tal zur Bahnstation hinunter, um den angekommenen Wein heraufzuholen.

Bisweilen machte der Pfarrer mit Hilfe des geschickten Totenweibeles seinen einzigen Wohnraum, der, wie schon gemeldet, auch die Sakristei war, zur Wirtsstube zurecht, zimmerte einige halbverfaulte Kirchstühle zu Bänken um und holte aus dem Glockenturm einige Pfosten und Bretter, aus denen er einen langen Tisch zusammentischlerte. Dann setzte er sich hin und schrieb Einladungen zur Eröffnung des Wittumwirtshauses. Die Stützen für den Wein mußten sie sich selbst mitbringen.

Ein basses Staunen und Gerede ging von einer Bauernstube in die andere, als das Totenweibele die Zetteln austragen begann und mit seiner Hüftelstimme die aufgerührte Neugierde der Dorfbewohner zu befriedigen suchte.

Am nächsten Samstag, dem Eröffnungstag, war die kleine Kirche so voll, daß es einer Maus nicht gelungen, vor lauter Bauernstiefeln sich in ihr Loch zurückzufinden.

Der Pfarrer predigte nach der feierlichen Messe über Jesus Speisung der zehntausend Hungrigen, und daß es Pflicht eines jeden seiner Stellvertreter auf Erden sei, auch in dieser heiligen Handlung ihm nachzufolgen. Gerade in den Wirtshäusern blühe und gedeihe das Stinkkraut der Sünde am üppigsten, stünde aber solchen Gaststätten ein Pfarrer vor, müßte der Teufel unverrichteter Dinge abziehen. So habe auch er noch reiflicher Ueberlegung und mit gnädigster Bewilligung Seiner Gnaden des Herrn Bischofs von Brixen zum Leib- und Seelenheil seiner Pfarrkinder in seinem Wittum eine Gaststube eröffnet, zu derem Besuch er alle im Namen Jesus Christus auffordere.

Nun drängten sich so Weiblein wie Männlein durch die wurmstichige Tür in die Sakristei, wo der Pfarrer und das Totenweibele alle Hände voll zu tun hatten, um die Durstigen und Hungrigen zu befriedigen. Der geistliche Herr wußte schon mittags nicht mehr, wohin mit all dem Kleingeld, alle Hosen- und Rocktäsche waren schon voll damit und machten seine dürre Schneidergestalt schwer wie einen Mehlsack.

Als er gar am Nachmittag das neugeborene Söhnchen des Tschurtschenhofer Bauern, wie es sich für ein ehrlich geborenes Kind braver Christenleute gehört, Matthias taufte und dieses ruchbar wurde, brachte er bis zum Abend seinen ganzen Weinvorrat an und mußte einen Jungen mit einem eiligen Telegramm an den Bozener Weinjuden ins Tal senden.

Todmüde, aber zufrieden mit seinem Schicksal als geistlicher Gastgeber, legte er sich an diesem Abend auf sein hartes Lager zum Schlafe nieder, während es um ihn lieblich nach Wein und etwas unangenehm nach zu viel Tabak und Bauernschweiß roch.

Am andern Morgen ließ er sich vom Krämer schwarze Farbe bringen, hobelte ein Brett fein glatt und malte darauf mit schönen gotischen Buchstaben:

Jakob Perathoners Gasthaus
„Zum letzten Mittel".

Humperdinck †

Von Frieda Rudolph-Staubitz

Ein Meister der Musik, der sich im Sturm unsere Herzen gewann, ist infolge eines Schlaganfalles im Krankenhaus zu Neustrelitz gestorben. Mit tiefer Trauer erfüllt uns dieser Tod. Ein arbeitsreiches und arbeitsfreudiges Leben ging in Frieden der unbekannten Ewigkeit zu und was es uns als Erbe zurückläßt, ist innige, glockenreine, herzerquickende Musik.

Ist auch der Name Humperdinck dem schlichten Manne des Volkes nicht geläufig, sein „Hänsel und Gretel" klingt in jedem

Herzen nach. Brachte doch die Komposition dieses Werkes den Erwachsenen mindestens ebensoviel Freude und glückliche Stunden wie unseren Kindern.

Um die selige Weihnachtszeit war es, daß unsere Mutter ihr so reichlich bemessenes Tagewerk früh schon abbrach und die Sonntagskleider hervorholte. Wir staunten und doch wars Wirklichkeit, Mutter ging mit uns ins Theater. Ich höre noch heute das entzückende Spiel der Geigen, das drohende Poltern im Hexenwald. Und erst das liebliche „Brüderchen komm tanz mit mir." Wie haben da unsere Kinderherzen gejauchzt. Wie waren da viele hunderte von abgearbeiteten Müttern mit ihren Kleinen glücklich.

Das war in Humperdincks „Hänsel und Gretel". Und viele Jahre später, als längst die goldenen Kindertage vorüber waren, führte mich der Zufall in des Meisters Märchenoper „Die Königskinder". Woran es eigentlich liegt, daß nicht jede Bühne, jedes Jahr mit dem gleichen stürmischen Erfolg diese unvergleichlich schönen „Königskinder" aufführt, ist mir unbegreiflich. Die Musik, so zart, so innig, so an Schmerzen tief und Freuden glückselig, ergreift auch das schlichteste Herz. Das ist gerade Humperdincks Größe und Verdienst, daß er es versteht, mit seiner Musik zum einfachsten Volksgemüt zu sprechen. Ohne oberflächlich oder seicht zu sein, ohne Effekte und Zauberformeln, nein, gerade mit schlichten Mitteln Tiefe schaffen, das ist Humperdincks Talent. Hier werden wir nicht mit kühnen Mitteln eingefangen, brauchen wir nicht verständnislos zu lauschen und den Kopf zu schütteln, hier klingt es herüber in unser Herz, streift alles ab, was Sorge und Alltagsnot darüber gehäuft, macht uns leicht und frei, daß wir mitschwingend die Tiefe und Schönheit der Klänge erfühlen.

Und dann die Sage der Königskinder, die gerade unserer Zeit so viel zu sagen weiß. Königskinder des Herzens, arm im Kleid, unscheinbar im Aeußern, sie ziehen aus, ihr Königreich zu suchen. Sie, die Gänsemagd der alten Hexe im Zauberwald, mit der Sehnsucht nach Menschen und Liebe im Herzen, er, der Königssohn, der seine Königskrone ins Taschentuch knüpfte und auszog, die Welt kennen zu lernen, wie sie ist, nicht wie sie ihm am Hofe des Vaters vorgegaukelt wird. So finden sich die beiden im Zauberwald, als die Hexe über den Bergen ist. Welch wunderbare tiefe Liebesmusik zaubert uns Humperdinck hervor. Wie köstlich klingt das Gänsegeschnatter den beiden sich Vergessenden zu. Fort Liesel aus dem Wald mit deinem Königssohn! Aber es ist ein Bannkreis um sie gezogen. Sie fürchtet sich und weiß nicht warum. Alles Bitten, alles Flehen des Liebsten ist nicht stark genug. Er hat ihr seine Krone geschenkt, sein heißes, hoffnungsfrohes Herz dazu und sie will ihm nicht folgen. Wild, verzweifelt stürmt er davon, bis er vor den Mauern einer Stadt steht. Hier verdingt er sich als Schweineknecht. In der Stadt aber ist große Not, sie haben keinen König und ohne Führer will es nicht gehen. Die Hexe im Wald hat prophezeit: Morgen um die zwölfte Mittagsstunde steht er vor eurem Tor. Nun drängt sich das Volk heran, alle wollen sehen, wer da kommt, wenn die Wächter beim letzten Glockenschlag die mächtigen Flügel zurückziehen. Auch hier frische, naive Volksweisen, durchklungen von der sehnenden Liebesqual des Königssohnes. Sein blondes Königskind im Wald kann und kann er nicht vergessen, aber auch seiner Königsmission vergißt er nicht. Schon steht er vor dem hohen Rat, einen König weiß er, der die Not im Herzen trägt, der Liebe und glühenden Willen hat, die Menschen glücklich zu machen. Da schlägt es zwölf, feierlich rollen die Tore auf — und das Gänselisel, barfuß, im zerrissenen Röckchen, die Königskrone auf dem goldigen Haar, steht davor. Der Spielmann, der Kenner alles Echten und Schönen, hat sie aus dem Walde befreit und nach hier gebracht.

Und nun kommt die Krone der Dichtung, die bittere, herbe Wahrheit, für die Humperdinck Klänge fand, die schmerzlichstes Weh in unser Herz tragen. Mitten in die glückselige Liebes- und Wiederfindensfreude klingt das häßliche, schmutzige Hohngelächter der Stadtbewohner. Das soll ihr König sein? Diesen beiden sollen sie die Zügel der Führung in die Hände geben? Einer Gänsemagd und einem Schweineknecht? Sie dachten sich doch einen König prunkig, protzig, einen, der mit einem Regiment waffenrasselnder Harnischmänner daherkommt. Was schert sie die Reinheit dieser jugendlichen Menschenkinder. Was schert sie die freudige Lebensbejahung des Prinzen, ihnen bleibt ein Schweineknecht ein Schweineknecht. Sie haben sich noch nicht durchgerungen zu dem Adel der schwieligen Hände. Sie wissen noch nicht, daß das echte Menschenkönigtum schlicht und einfach daherschreitet, im Herzen des biederen Mannes am besten gewahrt ist. Umsonst weist sie der Spielmann auf die Krone, daß sie aus lauterem Gold sei, daß auch ihr Träger lauterster, edelster Gesinnung. Das Gelächter steigert sich zur Wut. Mit Schimpf und Schande jagen die ehrbaren Bürger die Königskinder zum Tore hinaus und den armen Spielmann, den Lebenskünstler, prügeln sie halb lahm.

Aber die Kinder des Städtchens mit ihrem reinen unverdorbenen Gefühl haben wohl gewußt, daß die beiden Armen doch die echten Königskinder waren. Reinheit steht zur Reinheit. Jugend zu Jugend. Die Kinder des Städtchens künden ihren Eltern den Gehorsam, ein Kinderstreik, bis der hohe Rat beschließt, die Vertriebenen suchen zu lassen. Mit dem Spielmann zogen sie aus. Der Winter ist schon ins Land gezogen. Sie suchen unermüdlich, aber schon ist es zu spät. Unter einem Schneehügel schlafen sie, die sie suchen. Nur noch ihre Leichen bringen sie in die Stadt zurück. Der klagende Ruf: „Königskinder! Königskinder!" bleibt als tiefer Vorwurf zurück.

Eine Märchenoper, die Lebenswahrheit spricht. Ernst Rosmer schrieb die Dichtung. Humperdinck verschmolz sie mit seiner edlen Musik. Der Kampf des Wahren, Edlen und Schönen gegen den Unverstand der Menschen. Wir sollten es nicht versäumen, uns die Königskinder anzusehen, denn gerade uns bringen sie unendlich viel. Sie sind uns ein Mahner, unsere Sinne nicht von äußerem Tand gefangen nehmen zu lassen, aber in der Schlichtheit und Reinheit wahres Königtum zu erkennen und die ehrliche Arbeit höher zu schätzen als glänzenden Schein.

Daß Humperdinck diesen Stoff zur Vertonung wählte, erfüllt uns mit großer Dankbarkeit. Zeigt es doch, wie sehr der Komponist Verständnis für das Schlicht-Einfache hatte, wie er uns die künstlerische Schönheit übermittelte. Nehmen wir sein Werk in unser Innerstes auf, bewahren wir es in unserem Herzen, und in Stunden der Ungewißheit, des Strauchelns wollen wir uns von ihm führen lassen. Dann ist ihm das beste Denkmal geworden: im Herzen des Volkes.

Für unsere Frauen

Erste graue Haare

Ja! ja! ja! ja! . . . die Blätter färben!
und leise wie Dengeln klingt es im Wind!
Wir müssen uns schon daran gewöhnen . .
wir müssen uns schon damit versöhnen,
daß Frühling und Sommer vorüber sind!

Aber: es ist auch im Herbst noch schön!
Wir dürfen nur nicht traurig werden,
wenn am Abend in den Gärten
frühe schon die Nebel stehn!

Wir dürfen nur nicht rückwärts sehen!

Und ich glaube, es ist fast mehr:
sich im Herbste noch freuen zu können,
wenn die Lichter schon tiefer brennen!
und weht auch über Stoppeln der Wind . .
wer weiß, ob nicht die letzten Rosen
seliger noch als die ersten sind?!

Cäsar Flaischlen.

Das „geheiligte" Dienstmädchen

Es ist keine neue Kalenderheilige, von der ich hier erzählen will. Es ist überhaupt keine Person, sondern es ist eine Einrichtung, eine Institution. Es ist die Institution der Dienstmädchen, jetzt Hausangestellten allgemein, von der ich etwas zu berichten habe.

Warum ich diese Institution eine geheiligte nenne? Ja, daran ist mein Freund Klaugsnack schuld, der mir sagte, als ich ihm meine Nöte klagte:

„Wundre dich nicht, du hast den Hausfrauen an das geheiligte Dienstmädchen gerührt. Das verzeihen sie nicht."

Was hatte ich denn getan?

Es war eine Versammlung für Hausangestellte gewesen, in der hatte ich meine Meinung dahin ausgesprochen, daß der Achtstundenarbeitstag mechanisch im Haushalt nicht durchzuführen sei, weil die Anforderungen verschiedener Hausstände allzu verschieden seien. Es müsse aber möglich sein, daß an allen Tagen, an denen nicht etwa eine außergewöhnliche Arbeit, wie gründlich Reinmachen, Waschen vorläge, die Hausangestellte einige Nachmittagsstunden frei habe, um für sich etwas zu nähen, ein gutes Buch zu lesen, eine Besorgung zu machen. Sie müsse im Winter Gelegenheit haben, in einem warmen Raum sich aufhalten zu können. Es sei nicht angängig (wie es damals viel in unsrer Stadt üblich war), daß mehrere mit Zentralheizung durchgeheizte Fremdenzimmer unbenutzt ständen, während das Mädchen in einer unheizbaren Bodenkammer schlafe. Es sei für die Hausangestellten ein nach Leistung abgestufter Lohntarif aufzustellen, und sie müßten sich in ihrem Verband organisieren, um Standesbewußtsein zu gewinnen und gemeinsam zu vertreten. — Das hatte ich gesagt, und nichts weiter, und was wurde daraus im Munde der bürgerlichen Hausfrau?